



Bonnie und Clyde am Fuße des Untersbergs

Eine wahre Räubergeschichte entspinnt sich Anfang des 20. Jahrhunderts in Großmain. Mit einem tapferen Gendarmen als Helden.

Von Stadtheimatspfleger
Dr. Johannes Lang

Es waren merkwürdige Beobachtungen, die von den Bauern des Großmainer Ortsteils Schwaig an den Ausläufern des Untersbergs in jenen letzten Augusttagen des Jahres 1915 gemacht wurden: Hier fehlte aus einer Speisekammer ein Stück Geräuchertes, da war ein bestimmtes Werkzeug aus der Werkstatt verschwunden und dort wunderte man sich über die geringer werdende Anzahl an Hühnern. Bald war klar, dass hier jemand zu Gange sein musste, und eine unbestimmte Angst kam auf bei den Bewohnern, deren Güter meist in weiterer Entfernung zum Nachbarhof lagen. Die aus dem Hochmittelalter herrührende Siedlungsstruktur, wonach die Gehöfte inmitten einer Einöde von Wiesen und teilweise Wald umgeben waren, begünstigte geradezu Diebstahlsdelikte, denn wenn Bauer, Knecht und Magd auf den Wiesen und Feldern arbeiteten, blieb oft nur eine Person zu Hause.

Hinzu kam, dass seit einem Jahr ein Weltkrieg tobte, die Männer an die Front beordert worden waren, die Frauen die Hauptlast in der Landwirtschaft zu tragen hatten und das gesamte Land der Kriegswirtschaft unterworfen war. Für Österreich-Ungarn gestaltete sich dieser Krieg als deutlich schwieriger als zunächst angenommen und leichtfertig vom Zaun gebrochen, war es doch nicht einmal gelungen, entscheidende Fortschritte gegen den südlichen Nachbarn, Serbien, zu erzielen. Die Front gegen Russland hingegen erwies sich als eine fast unüberwindbare Herausforderung, die der Donaumonarchie bereits im ersten Kriegsjahr fast eine Million an Soldaten kostete und von der sie sich nicht mehr erholen sollte.

Auf dem Land werden die Männer rar

Ausgerechnet die berühmten Kaiserjäger – die Elite-Infanterie – verbluteten auf den Schlachtfeldern von Galizien, ehe das Eingreifen deutscher Truppen im Mai 1915 die militärische Wende gebracht hatte. Im selben Monat aber hatte sich mit dem Eintritt Italiens auf Seiten der so genannten Entente – zuvor noch offiziell verbündet mit dem Deutschen Reich sowie Österreich-Ungarn – eine neue schwierige Front aufgetan, die größtenteils im hochalpinen Terrain verlief. Vor dem Hintergrund dieser neuen Bedrohungs-lage kam es nochmals zur Einberufung sämtlicher verfügbaren Kräfte, so dass die im wehrfähigen Alter befindlichen Männer auf dem Lande einerseits rar wurden.

Andererseits nahm die Zahl der Kriegsgefangenen zu, die über die gesamte Monarchie hinweg verteilt werden mussten. So etwa existierte in Grödig / St. Leonhard seit Jahresbeginn 1915 ein Kriegsgefangenenlager, in dem zeitweise bis zu 40 000 gefangene russische Soldaten untergebracht waren. Der Bevölkerung war diese regelrechte Barackenstadt, die von einem rund 1200 Mann starken Detachement bewacht wurde, nicht geheuer, da es wieder-



Das Gasthaus Wegscheid, der spätere Latschenwirt, um 1910.

– Fotos: Stadtarchiv



Das russische Gefangenenlager in Grödig, um 1915.

holt vorkam, dass Einzelnen die Flucht glückte. Zumeist griff man die Flüchtigen bald wieder auf, aber dennoch ging eine latente Gefahr für die Zivilbevölkerung von ihnen aus.

Die Bauern am Fuße des Untersbergs dachten folglich auch an geflüchtete russische Kriegsgefangene, als ihnen gewahr wurde, dass auf ihren Gehöften etwas nicht mit rechten Dingen zugeht und man es mit einem ungebeten Gast zu tun habe. Zugleich wurden immer mehr Einbrüche und Diebstähle bekannt, weshalb man von einer großen organisierten Bande ausging.

Auch unter den zur Sommerfrische weilenden Gästen herrschte Angst. Man setzte den Großmainer Gendarmereiposten von den merkwürdigen Ereignissen in Kenntnis mit der Bitte, gerade das dünn besiedelte Gebiet an den Ausläufern des sagenreichen Gebirgsstocks stärker zu kontrollieren.

Ortswechsel: Einige Monate zuvor, im Mai 1915, sah sich die Südfürchte-Handelsfirma Albanesi in Salzburg starken nationalistischen Ressentiments ausgesetzt, erschien doch nun, nach der Kriegserklärung des Königreichs Italien an die österreichisch-ungarische Monarchie am 23. Mai alles italienisch Klingende suspekt. Dies mutete umso dramatischer an, als die Albanesis, so wie rund 800 000 Mitmenschen, zwar das Italienische als ihre Muttersprache betrachteten, aber den-

noch die Staatsbürgerschaft der Donaumonarchie besaßen. Und obwohl auch sie für den in Wien residierenden Kaiser an die Front gerufen wurden, sagte man der Mehrheit von ihnen eine Konspiration mit dem italienischen Feind nach, zumal die so genannte Irredenta-Bewegung, die der einst alle italienischsprachigen Gebiete in einem großen Königreich Italien vereinigt sehen wollte, auch in „Welschtirol“, das bis südlich von Rovereto reichte, im Geheimen und überwiegend von nationalistischen Fanatikern intensiv gepflegt wurde.

Ressentiments gegen alles italienisch Klingende

Diese offen zur Schau getragenen Ressentiments führten in München beispielsweise dazu, dass italienischsprachige Kaufleute in ihren Schaufenstern große Tafeln anbrachten, wo sie ankündigten: „Wir sind aus dem Trento, Oesterreicher. Und wollen es auch bleiben!“ Zu Ähnlichem sah sich auch der Inhaber der Salzburger Südfürchte-Handlung Albanesi, Otto Meggetto, veranlasst, als er sofort nach der Kriegserklärung einen Zettel in seine Auslage hängte: „Die Inhaber sind österreichische Staatsbürger, stammen aus Südtirol!“ (Dagegen hatte ein aus dem Königreich Italien stammender und in Salzburg ansässiger Südfürchtehändler da-

mals in Windeseile sein Geschäft an einen Deutschen verkauft und war über die Grenze verschwunden, um einer Anfeindung und drohenden Internierung zu entgehen.)

Tatsächlich stammten die Albanesis aus Riva, am Nordufer des Gardasees gelegen, aber zu Tirol gehörend. Über mehr als 40 Jahre hinweg waren sie bereits in der Salzburger Dreifaltigkeitssgasse ansässig, waren inzwischen eine Institution und hatten sich als Händler von Obst und Konserven wie auch als Sauerkrautschneider einen Namen gemacht.

Den drohenden Konkurs abgewendet

1876 hatte Rocco Albanesi die ebenfalls italienischsprachige Therese Meuestrua geheiratet, doch war Rocco wenige Jahre darauf verstorben. Therese war längere Zeit verwitwet gewesen, ehe sie im Jahre 1908 den italienischsprachigen Otto Meggetto geheiratet hatte. Er war es wohl auch gewesen, der den damals drohenden Konkurs von dem Unternehmen hatte abwenden können.

Auch Otto Meggetto hatte, wie so viele, seinerzeit in der k.u.k.-Armee gedient, fühlte sich trotz seiner italienischen Muttersprache der Tiroler Volksgruppe zugehörig, weshalb er drei Tage nach der Kriegserklärung Italiens, die von der Bevölkerung der Mittelmäch-

te als hinterhältiger Verrat angesehen wurde, in der „Salzburger Volkszeitung“ eine groß aufgemachte Annonce mit folgendem Inhalt schaltete: „Bitte und Erklärung! Erlaube mir, einem hochverehrten Publikum meine ergebenste Mitteilung zu machen, daß meine Frau und ich über 40 Jahre an hiesigem Platze tätig sind. Ich habe sechs Jahre bei den Tiroler Landesschützen gedient, bin 26 Jahre beim k.k. österr. Kriegerverein FM Graf Radetzky und seit Gründung der hiesigen Ortsgruppe ‚Tiroler Volksbund‘ Mitglied. Wir haben auch unseren einzigen Sohn bei eifriger Ausübung seiner Dienstpflicht im k.k. Landeschützen-Regiment Nr. 1 im Pustertal verloren. Wir bitten daher auf das wärmste, uns in ihrer lieben Mitte als treuergebene Oesterreicher und Mitbürger anzusehen. Genehmigen Sie unsere vollste Hochachtung und Ergebenheit. Otto und Therese Meggetto, verw. Albanesi. Krautschneider und Südfürchtehändler, Salzburg, Dreifaltigkeitssgasse Nr. 15.“

Seltsam: Im Pustertal keine Kampfhandlungen

Nicht wenige mögen sich gewundert haben über diese Art der Rechtfertigung, und vielleicht betrachteten es die Meggettos zusätzlich als eine Möglichkeit, im Sinne der Werbung von sich Reden zu machen. Eine Sache aber musste stutzig machen: nämlich der Hinweis auf den einzigen Sohn, der in Ausübung seiner militärischen Pflicht im Pustertal ums Leben gekommen sei. Beseitigt man nämlich die Gefechtschronologie des zur k.u.k. Gebirgstruppe gehörenden Landeschützen-Regiments Nr. 1, das den Beinamen „Trient“ trug, so erfolgte dessen Verlegung von der Ostfront, wo man noch in der ersten Maihälfte 1915 an einer Offensive gegen Russland beteiligt gewesen war, nach Welschtirol erst ab dem 12. Juni. Zwar gab es bereits ab dem 24. Mai erste Abwehrkämpfe auf der mit Sperrforts gespickten Hochebene von Lavarone, doch deren Hauptlast trugen die Besatzungen der Festungswerke. Im Pustertal dagegen gab es zum damaligen Zeitpunkt keine Kampfhandlungen. Wie also war der Hinweis auf den „bei eifriger Ausübung seiner Dienstpflicht (...) verloren“ gegangenen Sohn der Meggettos zu verstehen?

Erneuter Ortswechsel: Um die Monatsmitte des August war in der Waldeinsamkeit am Fuße des Untersbergs, zwischen der so genannten Wegscheid – dem heutigen Latschenwirt – und dem Veitlbruch, einem aufgelassenen Marmorsteinbruch, ein Mann zu Gange. Etwa 1,65 Meter groß, etwas unternetzt, mit schwarz gekraustem Haar, an den Enden aufgedrehtem Schnurrbart, wie es damals Mode war, und mit einer Lederhose bekleidet, machte er sich eifrig an einem Heustadel zu schaffen, der sich in einem aufgehenden Jungwald befand. Sein Name: Johann Albanesi, 37 Jahre alt, in Salzburg-Parsch wohnhaft, von Beruf Steinmetz und Sohn der Therese Meggetto-Albanesi. Er war jener im Pustertal „verloren“ gegangene Sohn, der sich nun allerdings sehr lebendig dort am Untersberg eine Bleibe einzurichten gedachte.

Tatsächlich suchten ihn die Behörden wegen Desertation, und es ist anzunehmen, dass er mit seinem Regiment zunächst auch am östlichen Kriegsschauplatz zum Einsatz gelangt, dann aber fahnenflüchtig geworden war. „Na, des tu i net, i erschiaß koane

Russen!“, rechtfertigte er sich wiederholt gegenüber seiner Freundin, der 19-jährigen Hedwig Sterzl, wenn diese ihn wieder einmal drängte, endlich seinem auf den 16. August lautenden Einrückungsbefehl nachzukommen. Seit anderthalb Jahren waren die beiden im Geheimen ein Paar, auch sie stammte aus Salzburg und wuchs in der Linzergasse 10 auf, also nicht weit von Albanesis Südfürchtehandlung entfernt. Eine Berufsausbildung konnte sie, wie der größte Teil der Frauen damals, nicht vorweisen, verdingte sich deshalb als Hilfsarbeiterin, und es ist denkbar, dass sie auf diese Weise mit den Albanesis in Kontakt gelangt war.

Nur Freundin hat Kenntnis von Deserteur

Vermutlich war sie die Einzige, die über den Verbleib des Deserteurs wusste, aber offenbar gingen auch die Behörden davon aus, dass er nicht im Pustertal „verloren“ gegangen, sondern einfach untergetaucht war. Nun also war er an den Abhängen des gewaltigen Untersberg-Massivs wieder aufgetaucht.

Tatsächlich kannte er die Gegend bereits, denn rund anderthalb Jahre zuvor, am 2. März 1914 – also noch vor Kriegsbeginn – war er zu einer Bergtour auf den Ostgrat des Untersbergs aufgebrochen, am Abend allerdings nicht zurückgekehrt, weshalb am nächsten Tag die Grödiger Bergrettung bis tief in die Nacht hinein nach ihm gesucht hatte – ohne Erfolg. Dabei war Albanesi zum damaligen Zeitpunkt längst zu Hause angekommen: Indem er über die Mittagsscharte und die Schwaigmühlalm abgestiegen war, hatte er in den Abendstunden den Veitlbruch erreicht, jedoch wegen der eingebrochenen Dunkelheit und Kälte beschlossen, dort – vermutlich in besagtem Heustadel – zu übernachten. Unter den Mitgliedern der Bergrettung wie auch bei den Behörden hatte der Vorfall damals große Verärgerung ausgelöst, da Albanesi sich nach seiner Rückkehr nicht zurückgemeldet hatte. Doch dem Fahnenflüchtigen dürfte nun – im August 1915 – der Heuschaber wieder in den Sinn gekommen sein, als es darum ging, ein Versteck ausfindig zu machen.

Ein ungewöhnlicher Zeitgenosse wird Johann Albanesi wohl gewesen sein, der es offenbar abgelehnt hatte, das elterliche Geschäft zu übernehmen, um stattdessen eine Lehre als Steinmetz zu machen. In der Folge war er aus der Kirche ausgetreten und hatte sich, der Tradition der Steinmetze entsprechend, dem Kreis der Freimaurer angeschlossen. Im Jahre 1911 war er mit einer etwas merkwürdigen Bewegung, jener der „Gelben Arbeiter“, an die Öffentlichkeit getreten und hatte für die Alpenländer die „freie anarchistische Vereinigung“ gefordert. Insbesondere die sozialistische Arbeiterschaft hatte sich über die unstrukturierte Konkurrenz dieser „Konfusianer“, wie sie sie abfällig bezeichneten, geärgert.

Nicht wenigen mag er realitätsfremd und trauntänzerisch vorgekommen sein, doch in dieser Hinsicht befand sich Johann Albanesi am Fuße des Untersbergs in guter Gesellschaft. So etwa lebte auf einem bewaldeten Höhenrücken oberhalb des Kohlgrabens – zwischen den Großmainer Ortsteilen Schwaig und Hinterreith – mit Franz Fellner ein weitem bekannter und eigenwilliger Eremit, der sich aus Brettern mehrere Hütten gezimmert hatte und mit unzähligen Katzen ein bescheiden-

nes Dasein fristete. Um sich seinen Lebensunterhalt zu sichern, verdingte er sich gelegentlich als Maler und Anstreicher, verkaufte Ansichtskarten (mit seinem eigenen Konterfei) und veräußerte eine von ihm verfasste Broschüre. Ganz so bescheiden sollte es bei Albanesi nicht zugehen, denn immerhin griff dieser bei seiner Unterkunft auf einen bereits bestehenden Heustadel zurück, den er nun nach Gutdünken ausstattete. Die Hütte befand sich inmitten eines dicht aufwachsenden Jungwalds, war schwer auszumachen, und Albanesi schlug einen rund einhundert Meter langen, niedrigen, durchs Dickicht führenden Weg frei, der wie ein unterirdischer Gang wirkte und direkt am Hütteneingang mündete. Auf diese Weise entstand ein fast perfektes Versteck, das der Deserteur nun mit seiner Geliebten, Hedwig Sterzl, teilen wollte.

Geliebte half, das neue Heim einzurichten

Am 24. August besuchte sie ihn erstmals in seinem geheimen Refugium und half ihm tagsüber dabei, das neue Heim weiter einzurichten.

In den Abendstunden suchten die beiden die nächst gelegenen Bauerngehöfte auf, verschafften sich mit selbst geschmiedeten Dietrichen Zutritt und kehrten mit dem geraubten Beutegut wieder zurück in die Hütte. So ging es auch in den folgenden Tagen und Nächten, und vermutlich war es eine kurze, aber intensive Zeit, die dieses Paar – lange bevor das US-amerikanische Verbrecher-Duo Bonnie und Clyde bekannt werden sollte – hier am Fuße des Untersbergs erlebte.

Nachdem die Bewohner der bestohlenen Bauerngüter eine Räuberbande vermuteten, wurde die Gendarmerie zu besonderer Wachsamkeit angehalten. Insbesondere der Großgmainer Postenkommandant Rudolf Finger, der sich durch besondere Dienstbeflissenheit auszeichnete, führte im Bereich zwischen Wegscheid und Veitlbruch höchst selbst Patrouillengänge durch. Auch in den späten Nachmittagsstunden des 27. August 1915, es war ein Freitag, ging er, bewaffnet mit einem Gewehr samt Bajonett sowie einem Säbel, auf dem Weg in Richtung Veitlbruch, der schon damals aufgelassen war und nicht mehr genutzt wurde. Da erspähte er in der Nähe der alten Steinbruchhütte zwei Personen – beide in Männerkleidern –, wie sie damit beschäftigt waren, Nägel aus alten Brettern herauszuziehen, um diese für eine Zweitverwendung wieder gerade zu schmieden. Das kam dem Wachmann suspekt vor, er näherte sich ihnen, sprach sie an und verlangte nach Ausweispapieren, die diese nicht vorweisen konnten. Der eine der beiden gab sich als Josef Mayer aus und behauptete, gemeinsam mit seiner Frau beim Bucheggerbauern in der Schwaig zu wohnen. Rudolf Finger, der die wenigen Bewohner der Einödegehöfte kannte, war hellhörig geworden und führte nun eine Leibesvisitation durch, die von den beiden widerstandslos akzeptiert wurde.

Albanesi packt den Gendarm an der Gurgel

Dabei entdeckte der Gendarm bei der anderen Person, die ihm – trotz deren Männerkleidung – eine Frau zu sein schien, ein kleines Kästchen, in dem sich verschiedene Dietriche befanden. In Finger kam blitzschnell der Verdacht auf, dass es sich um die berühmte „Räuberbande“ handeln müsse, er ergriff sein Gewehr und forderte die beiden auf, mit ihm gemeinsam zum Buchegger-



Das verlassene Veitlbruch-Häusl am Fuße des Untersbergs. Es wurde um 1990 ein Raub der Flammen. – Fotos: Stadtarchiv

bauern zu gehen, um die Angaben bestätigen zu lassen. Bereitwillig ließen die beiden Personen von ihrer Arbeit ab und trotteten nun auf dem Weg in Richtung Wegscheid, während ihnen Rudolf Finger mit dem Gewehr im Anschlag folgte. So gingen sie zu dritt auf geschotterten Strecke mit allerlei unterschiedlichen Gedanken im Kopf: Rudolf Finger dachte vielleicht an die triumphale Überstellung zweier Krimineller auf dem Gendarmarieposten von Großgmair; Hedwig Sterzl mag wohl gehofft haben, dass dieses Unterfangen ein gutes Ende nehmen wolle, und Johann Albanesi wurde es allmählich klar, dass ihn für die bisherige Desertation eine längere Gefängnisstrafe erwarten würde. Sie waren etwa zwanzig Minuten gegangen, als sich Albanesi plötzlich und unvermittelt umdrehte und auf Finger losprang.

Bei guter Gesundheit kann die junge Hedwig fliehen

Blitzschnell packte er ihn an der Gurgel, versuchte ihn zu würgen und es entspann sich ein wildes Gerangel, bei dem Sterzl den Gendarmen von hinten ergriff, um ihn zu fixieren. Durch die Heftigkeit der Bewegungen stürzten alle drei zu Boden, während dem Wachmann das Gewehr entglitt. Albanesi und Finger wälzten sich nun auf dem Weg; die Frau aber hatte sich wieder erhoben, fasste den durchgeladenen und mit dem Bajonett aufgepflanzten Karabiner, um ihrem Geliebten zu Hilfe zu eilen. Als Finger im Zweikampf mit Albanesi auf dem Rücken lag, war Sterzl drauf und dran, das tödliche Bajonett in die linke Brust des Gendarmen zu stoßen, dessen auf Äußerste angespannter Körper die spitze Waffe bereits deutlich verspürte. Da gelang es ihm, mit einer Hand die Gewehrmündung zu erfassen und damit das Seitengewehr mit letzter Kraft zur Seite zu drücken.

Sterzl wiederum versuchte nun, da der Bajonettstoß misslungen war, den immer noch im Gerangel mit Albanesi befindlichen Finger zu erschließen. In einigem Abstand hielt sie das Gewehr gegen Finger und betätigte den Abzug – doch nichts geschah. Sie versuchte es wieder und wieder, aber es gelang ihr nicht, den Karabiner zu entsichern, während der Wachmann in Todesangst nun laut um Hilfe zu schreien begann. Albanesi, immer noch auf dem Boden

ringend, hielt ihm den Mund zu, aber der auf solche Art Bedrohte biss ihm derart fest in die Hand, dass Albanesi von ihm abließ. Diesen Moment nutzte der Gendarm, um sich loszureißen und aufzuspringen. Doch sein Gegner tat es ihm nach, und nachdem auch Albanesi wieder auf beiden Beinen war, warf ihm seine Geliebte das Gewehr zu. Nun holte er aus, um den Wachmann mit dem Gewehrkolben zu erschlagen, aber der im Zweikampf geübte Finger wich dem drohenden Schlag zur rechten Seite aus, um gleichzeitig seinen Säbel aus der Scheide zu reißen. Und während Albanesi das Gewehr noch über seinem Kopf schwang, hatte Finger mit einer einzigen blitzschnell durchgeführten Hiebbewegung seines Säbels den Kopf seines Gegners gezielt und mit großer Wucht getroffen. Albanesi sackte zusammen und stürzte blutüberströmt und stöhnend zu Boden. Der Gendarm glaubte sogar zu erkennen, dass die Schädeldecke im Bereich der linken Schläfe offen und das Gehirn freigelegt war.

Doch für genauere Beobachtungen blieb keine Zeit, denn die von dem gerade eben Geschehen geschockte Hedwig Sterzl versuchte nun mit aller Vehemenz, den Säbel des Wachmanns an sich zu reißen, indem sie mit beiden Händen an der blank geschliffenen Klinge rüttelte. Finger aber machte kurzen Prozess, zog den Säbel zurück, holte zum Hieb aus und schlug ihr sowohl auf die Arme als auch auf die Schulter. Die offensichtlich nur leicht verletzte Sterzl setzte daraufhin zur Flucht an, der Gendarm nahm die Verfolgung auf. Da die junge Frau jedoch bei guter körperlicher Verfassung und Finger vom rund zehnminütigen Handgemenge völlig erschöpft war, gab dieser schon nach wenigen Metern die Verfolgungsjagd auf und musste sich zunächst einmal hinsetzen, um durchzuatmen und wieder einigermaßen zu Kräften zu gelangen. Danach kehrte er an jene Stelle zurück, wo der Kampf stattgefunden hatte. Dort angekommen, staunte er nicht schlecht, als er den offenbar schwerverletzten Mann nicht mehr entdecken konnte. Zwar deutete eine riesige Blutlache auf ein schlimmes Ereignis hin, doch sowohl der vom Säbelhieb Getroffene als auch das Gewehr waren weg.

Der vom Kampf immer noch mental und physisch stark gezeichnete Finger – er hatte ein blaues Auge sowie mehrere leichte Verletzungen davongetragen –



Österreichischer Gendarm in Großgmair, vermutlich Rudolf Finger, mit Kollegen des bayerischen Grenzschutzes, circa Oktober 1918.

beschloss nun, zu Fuß nach Großgmair zurückzukehren, um Meldung beim Landesgendarmeriekommando zu erstatten. Insbesondere äußerte er den Verdacht, dass wohl eine Frau in Männerkleidern an dem Zusammenstoß beteiligt gewesen war. In Windeseile verbreitete sich im Ort das Gerücht, Finger habe es mit drei Männern, mutmaßlich geflohenen Russen, aufgenommen.

Noch in der Nacht gelangten mehrere Gendarmen mit dem Polizeihund „Jockl“ zum Tatort, fanden aber zunächst nichts. Auch tags darauf suchten sie, unterstützt von Zollbeamten und bayerischen Grenzpolizisten, den Wald zwischen Wegscheid und Veitlbruch erfolglos ab, weshalb man bereits die Überlegung anstellte, dass ein anderer Räuber den Verletzten weggeschafft und man daher sogar von einer größeren Räuberbande, die ihr Quartier im Veitlhäusl haben sollte, auszugehen habe.

Im Spital gesteht die Verletzte

Dennoch vermuteten die Behörden, dass der Mann seinen schweren Verletzungen inzwischen erlegen sei, wogegen man im Falle der Frau davon ausging, dass diese ob ihrer nicht lebensbedrohlichen Blessuren ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen würde. Folglich wollte man das in Frage kommende Salzburger St.-Johannes-Spital (heute: Landeskrankenhaus) davon verständigen.

Neuerlicher Ortswechsel: Nachdem sie vom Kampfplatz geflohen war, eilte Hedwig Sterzl noch in derselben Nacht durch Wälder, Wiesen und Felder in Richtung Salzburg, um zu ihrem Elternhaus zu gelangen. Dort berichtete die völlig aufgelöste 19-Jährige alles ihrer Mutter, die dringend dazu riet, ihre Verletzungen an den Händen medizinisch behandeln zu lassen. Die Tochter willigte ein und erschien am nächsten Tag gegen 9 Uhr im städtischen Spital, wo sie ihre Wunden vom Sekundärarzt Moritz Favarger verbinden ließ. Etwa um die gleiche Zeit erschien im Krankenhaus ein Sicherheitswachmann, der sich nach einer Person erkundigte, deren Handverletzungen von Säbelhieben herrühren könnten. Als ihm dies durch den Arzt bestätigt wurde, nahm der Beamte die Patientin sofort ins Verhör, und es dauerte nicht lange, da gestand Hedwig Sterzl ohne große Umschweife ihre Beteiligung am

gestrigen Vorfall. Wer der am Kampf beteiligte Mann gewesen sei, wollte man von ihr wissen, und Sterzl gab bereitwillig Auskunft.

Wo er sich jetzt befindet und ob Albanesi ein Versteck habe, darüber schwieg sie sich trotz Nachfrage aus. Man wollte den Grund erfahren, warum beide auf den Gendarmen Finger losgegangen waren, doch mit jeder Frage verstrickte sich die in Justiz- und Polizeiangelegenheiten unerfahrene Sterzl tiefer und tiefer in ein Feld juristischer Fallstricke. So etwa war bald allgemein die Rede von einem „Überfall“ auf den Gendarmen, und Sterzl räumte ein, man habe sich von diesem „verfolgt“ gefühlt, nachdem eigentlich auch an jenem unheilvollen Nachmittag eine Einbruchstour geplant gewesen sei. Schließlich äußerte sie sich in diesem ersten noch im Spital geführten Verhör dahingehend, sie habe Finger erschießen wollen, sei aber mit der Bedienung des Karabiners nicht vertraut gewesen. Auf Antrag der Staatsanwaltschaft wurde die Frau umgehend verhaftet und dem Landesgericht Salzburg überstellt.

An der Kopfwunde sind schon Maden im Gange

Inzwischen lief die Fahndung nach Johann Albanesi auf Hochtour. Mehrere Streifen durchkämmten über mehrere Tage die Wälder am Veitlbruch, ehe eine Patrouille in den Morgenstunden des 30. August den schwer verletzten Mann in einem Gestrüpp – etwa 800 Meter vom Tatort entfernt – entdeckte. Rund 70 Schritte daneben lag das Gewehr des Gendarmen. Der schwerst verletzte Albanesi musste sich – vermutlich im Schockzustand – noch über eine derart lange Strecke geschleppt haben, bevor er zunächst den Karabiner zur Seite geworfen hatte und dann hier zum Liegen gekommen war. Trotz seiner klaffenden Kopfwunde, an der bereits Maden zu Gange waren, war er auch jetzt, drei Tage nach dem dramatischen Kampf, noch am Leben, weshalb die anwesenden Gendarmen ihn gegen 10 Uhr auf einen Ladewagen legten, um ihn nach Großgmair zu transportieren.

Auf dem Weg dorthin – etwa auf Höhe der Wegscheid – ist Johann Albanesi seinen Verletzungen erlegen. Man überführte den Leichnam in das Großgmairer Leichen-

haus, wo am Nachmittag des 1. September eine aus dem Bezirksrichter, einem Schriftführer sowie zwei Gerichtsärzten bestehende Kommission erschien, um die Obduktion durchzuführen. Danach – noch am selben Tag – bestattete man ihn im Großgmairer Friedhof, verwehrte ihm aber ein kirchliches Begräbnis, da er konfessionslos und Mitglied einer Freimaurervereinigung gewesen war.

Inzwischen hatte man auch nach dem Versteck des Fahnenflüchtigen gesucht und die im Jungwald gelegene und nur über den Geheimpfad zugängliche Hütte ausfindig gemacht. Das Innere bot den Behörden einen erstaunlichen Anblick, denn in den Regalen türmten sich Lebensmittel aller Art, darunter zahlreiche Konserven, die wohl aus den Beständen der Südfrüchte-Handlung Albanesi stammten. Auffällig aber waren die vielen Einbruchswerkzeuge, Brech- und Stemmeisen aller Art, außerdem ein Arsenal an Dietrichen, aber auch Gummiknüppel sowie geladene Revolver, die darauf hinwiesen, dass das Einbrecher-Duo auf alle Eventualitäten vorbereitet sein wollte. Nachdem die Gendarmerie den Tatbestand aufgenommen hatte, räumte man die „Räuberhütte“ aus.

Bis zum 11. Oktober befand sich Hedwig Sterzl in Untersuchungshaft, ehe ihr der Prozess gemacht wurde. Zahlreiche Besucher, darunter sehr viele Frauen, waren erschienen, um die Angeklagte zu erleben. Eine Wärterin führte die mit Strafbauseingewanderten Bekleidete, von der die Zeitungen schrieben, sie sei „mittelgroß und mit einem verwegenen Gesichtsausdruck“, in den Gerichtssaal. Die Anklage lautete auf versuchten Mord, öffentliche Gewalttätigkeit und Diebstahl. Als Betroffener und Zeuge war der Gendarm Rudolf Finger geladen, und dieser gab zu Protokoll, dass er den Kampf als lebensbedrohlich sowie „fürchterlich“ empfunden habe und dass Sterzl dabei deutlich gewalttätiger und kaltblütiger vorgegangen sei als Albanesi. Dr. Toldt, der als Strafverteidiger fungierte, gelang es nicht, die Verteidigungsstrategie der Angeklagten, wonach keine Tötungsabsicht des Gendarmen vorgelegen habe, glaubhaft zu machen, zumal die Frau Gegenteiliges bereits beim ersten Verhör eingeräumt hatte.

Zu drei Jahren „schweren Kerkers“ verurteilt

Schließlich verurteilte das Gericht die 19-Jährige zu drei Jahren schweren Kerkers, jeweils mit einem vierteljährigen Fasttag. Nicht die Verurteilte, wohl aber die Staatsanwaltschaft legte Berufung ein, so dass die Causa erneut behandelt werden musste. Danach wurde die Strafe auf fünf Jahre erhöht. Am 24. November 1915 wurde Hedwig Sterzl in die „Weiberstrafanstalt“ Wien-Neudorf überstellt.

Gefeierter Held war Rudolf Finger, der besonders in Großgmair bejubelt wurde, hatte er die Gemeinde doch „von einer sehr gefährlichen Räuberbande“ befreit. Für Fingers Karriere sollte sich dieses einschneidende und dramatische Ereignis jedoch als in hohem Maße förderlich erweisen: Mit mehreren hochrangigen Auszeichnungen und Orden versehen, schaffte er es schließlich bis zum Bezirksinspektor im Stab des Salzburger Landesgendarmeriekommandos.

Inzwischen deutet nichts mehr auf das kurzzeitige Versteck von Johann Albanesi und Hedwig Sterzl hin. Deren geheime „Räuberhütte“ ist längst verschwunden, und die Natur holte sich ihren angestammten Platz wieder zurück. Geblieben ist nur die Erinnerung an das dramatische Ereignis.

„Heimatblätter“, Beilage zu „Reichenhaller Tagblatt“ und „Freilassinger Anzeiger“, gegründet 1920 von Max Wiedemann, Druck und Verlag der „Mediengruppe Bayern“, Bad Reichenhall.